

Kirsten Adamzik
Das Wort im Text

Der Beitrag setzt an zwei konkurrierenden Sichtweisen auf den Text an: Die Textgrammatik wählt einen Ebenen-spezifischen Zugang und fasst den Text als die höchste Ebene der linguistischen Beschreibung. Als nächstniedrige wird der Satz angesetzt; die Kernfrage lautet, wie Sätze zu Texten verkettet werden. Dabei wird zwei Wortarten, den Pronomina und Konjunktionen, eine besondere Bedeutung zugewiesen, da sie die zentralen Kohäsionsmittel darstellen. In anderer Perspektive stellen Texte Vorkommen realer Sprachverwendung dar, entsprechen also dem Saussure'schen Konzept von Parole bzw. etischen (gegenüber emischen) Einheiten, die nicht in Bezug auf den Umfang spezifiziert sind. Beide Herangehensweisen arbeiten auf der Wortebene mit dem Konzept *Wortform*, verstehen darunter jedoch Einheiten unterschiedlicher Abstraktionsebenen. Diesen Abstraktionsebenen (auf den hierarchischen Rängen Wort-Satz-Text) ist der zweite Abschnitt gewidmet. Im dritten geht es darum, verschiedene (einander nicht ausschließende) Perspektiven auf Wörter im Text vorzustellen. Sie unterscheiden sich v.a. darin, ob sie Texte als Folgen, Netze oder Mengen von Wörtern behandeln.

Gliederungsübersicht

- 1 Zur Einführung: Das Wort im Text – das Wort als Text
- 2 Abstraktionsebenen
- 3 Texte als Folgen, Netze und Mengen von Wörtern
- 4 Schlussbemerkung

Stichwörter für Sachregister

Funktionswörter/Synsemantika Inhaltswörter/Autosemantika Kohärenz Kohäsion
Konnektoren Korpuslinguistik Textwort virtueller Text Wortform Wortlaut

1 Zur Einführung: Das Wort im Text – das Wort als Text

Wie viele andere linguistische Grundbegriffe sind *Wort* und *Text* bekanntlich vieldeutig. Überdies gibt es Verwendungsweisen von *Wort*, in denen dieser Ausdruck in etwa gleichbedeutend zu *Text* verwendet wird. Daran haben Haß/Storjohann (2014, 2.1) erinnert. Am prominentesten ist *Wort* für eine komplexe Sinneinheit wohl im religiösen Bereich: *das Wort Gottes*. Besonders be-

merkwürdig ist dabei, dass in der christlichen Tradition *Wort* nicht als einzel-sprachspezifische Größe verstanden wird, sondern in der Mission 'das' Wort Gottes in möglichst vielen Sprachen verbreitet werden soll und, um ihm möglichst nahe zu kommen bzw. zu bleiben, auch innerhalb einer Sprache immer wieder neu übersetzt wird.

Dem soll eine andere Verwendungsweise an die Seite gestellt werden, die zwar ebenfalls auf eine Ganzheit bezogen ist, aber ansonsten ganz im Gegensatz zur ersten eine einmalig aktualisierte und situierte Größe betrifft. Gemeint ist die Routineformel aus der Presse *Es gilt das gesprochene Wort*. *Wort* bezeichnet hier den tatsächlich geäußerten Rede-Text als Einzelereignis des Sprachgebrauchs. Ihm wird der Vorrang gegenüber einem vorab verfügbaren und veröffentlichten Redemanuskript zugesprochen, von dem der Redner gegebenenfalls abweicht. Hier ist nicht nur der exakte Wortlaut relevant, sondern möglicherweise auch (korrigierte oder nicht korrigierte) Versprecher sowie parasprachliche und nicht-sprachliche Elemente wie Tonfall, Mimik, Körperhaltung usw. Als einschlägiges Beispiel für die Bedeutung dieser Faktoren unabhängig vom Wortlaut sei an die verunglückte Gedenkrede Philipp Jenningers vom 10.11.1988 erinnert (vgl. Girth 1993).

Vom Wort als Text kann aber auch noch in anderem Sinne gesprochen werden, wenn nämlich eine abgeschlossene Äußerung nur aus einem Wort besteht. Solche Vorkommnisse des Sprachgebrauchs finden sich zuhauf etwa auf Verkehrsschildern. Auf Wegweisern steht oft ein Name, bei den meisten anderen Verkehrszeichen kommt zu einem Appellativum meist ein ikonisches Zeichen hinzu oder ein solches tritt überhaupt allein auf. Die visuelle Gestaltung ist auf jeden Fall von herausragender Bedeutung, sie ist Bestandteil der amtlich festgelegten Zeichen. Den sprachlich gefassten Inhalt sowie die Regeln zur Platzierung der Schilder kann man im Katalog der Verkehrszeichen (Bestandteil der Straßenverkehrsordnung) nachlesen, und es wird vorausgesetzt, dass alle Verkehrsteilnehmer (mit Führerschein) die Zeichen kennen. Die Frage, ob man auch solche Artefakte unter einen linguistischen Textbegriff fassen soll, ist nun eine, an der sich die Geister scheiden (vgl. dazu ausführlicher Adamzik 2004: Kap. 2. bzw. Schmitz in diesem Band).

Genauer gesagt stehen sich zwei Sichtweisen auf Text bzw. Sprache auch in der Textlinguistik von Beginn an gegenüber: Die eine ist orientiert an hierarchischen Ebenen in dem Sinne, dass sich die Einheiten einer Ebene aus denen der jeweils tiefer gelegenen zusammensetzen. Dabei wird das Wort auf ziemlich niedriger, der Text auf ziemlich hoher oder sogar höchster Stufe angesiedelt. Die andere geht von der Gegenüberstellung von Sprachsystem und Sprachverwendung aus, der Saussure'schen Dichotomie *langue – parole*, die einen der französischen Ausdrücke mit den Lesarten 'Wort' und 'Text' in der Bedeutung 'Sprachgebrauch' bzw. 'aktualisierte Sprache' terminologisiert hat. Grob gesehen, geht es im einen Fall darum, auf Sprachliches bezogene Regeln für die Verbindung von Sätzen zu

Texten zu formulieren, im anderen darum, authentische Produkte kommunikativer Zeichenverwendung in ihrer situativen Einbettung zu untersuchen.

In der unmittelbaren Nebeneinanderstellung im Syntagma *Das Wort im Text* ist natürlich die Ebenen-spezifische Lesart von *Wort* aktualisiert, zumal man auf der Systemebene eigentlich nicht von Wörtern, sondern von Lexemen spricht. Das heißt aber nichts anderes, als dass auf den einzelnen Ebenen der Gegensatz zwischen abstrakt und konkret jeweils wiederkehrt. Lexeme sind abstrakte Einheiten, denen man verschiedene Lesarten zuschreibt und die – sofern sie zu den flektierbaren bzw. allgemeiner: veränderbaren Wortarten gehören – eine Menge von Wortformen umfassen. Im Text als aktualisierter Sprache erscheinen (veränderbare) Wörter dagegen in einer bestimmten Wortform, sie sind also grammatisch spezifiziert.

Tatsächlich ist es relativ üblich, den Gegensatz abstrakt vs. konkret bzw. Langue vs. Parole bzw. der sog. emischen (vgl. phonemisch) vs. etischen (vgl. phonetisch) Betrachtung auf der Wortebene als *Lexem* (*lexikalisches Wort* oder auch *Wörterbuchwort*, z.B. *leben*) gegenüber *Wortform* (z.B. *lebst, lebte, gelebt* etc.) zu fassen (vgl. z.B. Glück 2010, 768). Die Wortformen sind aber selbst emische Einheiten, deren Menge (außer bei Verben) zudem sehr überschaubar ist: Bei Substantiven sind es nur zwei bis vier Einheiten und bei unveränderlichen Wörtern ist die Rede von Wortformen in diesem Sinne ganz unangebracht. Etische Einheiten bezeichnet man daher besser als *Textwörter* oder *Tokens*, denn beim Wort im Text geht es u.a. darum, wie oft ein Text dieselbe Wortform (als *Type*) enthält.

Die Entgegenstellung Lexem vs. Wortform ergibt sich aus der Sichtweise, die an Ebenen orientiert ist und diesen auch sprachwissenschaftliche Subdisziplinen zuordnet: Lexeme gehören zum Gegenstandsbereich der Lexikologie, der Untersuchung des Wortschatzes. Hier stehen Autosemantika ganz im Vordergrund, so dass manche gar geneigt sind, Bedeutung und die zugehörige Disziplin, Semantik, auf 'lexikalische Bedeutung' zu verengen (vgl. Busse 2009). Der Semantik wird in derselben Perspektive dann die Grammatik gegenübergestellt. In deren Teildisziplin Morphologie fällt die Bildung von Wortformen, während der große Bereich der Syntax für die Regeln zur Bildung von Phrasen und Sätzen zuständig ist. Entsprechend dieser Aufgabenteilung braucht sich dann die Textlinguistik als auf die höchste Ebene spezialisiert nur noch um die Regeln zur Verknüpfung der nächstniederen Einheiten zu kümmern. Als solche betrachtet man Sätze, denn Teiltexthe (Kapitel, Titel, Abschnitte), aber auch nicht satzförmig gestaltete Elemente (Schemata, Listen, Tabellen usw.) gehören traditionell nicht zum Beschreibungsobjekt der Grammatik. Aus diesem Zusammenhang erklärt sich der Topos, für die 'traditionelle Grammatik' (tatsächlich betrifft das die strukturalistische) stelle der Satz die oberste Beschreibungsebene dar und diese Annahme würde mit der neuen Disziplin der Textlinguistik überwunden.

Dem steht von Anfang an gegenüber die Auffassung, dass Text "in der Realität verwendete Sprache ist", "das eigentliche, d.h. originäre sprachliche Zeichen" (Hartmann 1968/1978, 100), während die Elemente des Sprachsystems und die Verbindungsregeln nur "eine Abstraktion aus der Sprachrealität" (ebd., 99) darstellen und damit den Status von linguistischen Konstrukten haben. In dieser Tradition hat Scherner (1984) auch die Formel *Sprache als Text* geprägt. Am schärfsten kommt der Gegensatz zur traditionellen Sicht in der These zum Ausdruck, es gäbe gar keine 'Sprache hinter dem Sprechen', hinter dem Text (vgl. Krämer/König 2002). Dabei werden die *Langue* und die in ihr angesetzten Elemente wie z.B. Lexeme nicht nur als eine bloße Abstraktion aufgefasst, sondern geradezu als Schimäre.

Es versteht sich, dass man auf der Grundlage dieser zwei Sichtweisen zu ganz unterschiedlichen Aufgabenstellungen für die (Text-)Linguistik kommt und auch Unterschiedliches über das Wort im Text zu sagen ist. Im Folgenden werden beide Sichtweisen parallel berücksichtigt.

2 Abstraktionsebenen

2.1 Wortform vs. Lexem

Wir setzen zunächst noch einmal an der einfachen Gegenüberstellung von Textwörtern/Wortformen gegenüber abstrakten Systemeinheiten/Lexemen an. Dass man sich in Ebenen- und System-orientierten Ansätzen damit begnügt, erklärt sich daraus, dass konkrete Einzeltexte für diese Sichtweise überhaupt ohne Interesse sind – es geht eben nur um die Regeln zur Textbildung. Die Produkte des Sprachgebrauchs gelten nur als Instantiierungen solcher Regeln.

Die Angemessenheit dieser Sichtweise wird nun praktisch problematisiert durch die Korpuslinguistik, und zwar in ihrer Ausprägung als Methodologie und nicht als technisches Hilfsmittel für herkömmliche Ansätze (vgl. zu diesem Unterschied Perkuhn et al. 2012, 18ff.). Ihr geht es ebenfalls um 'in der Realität verwendete Sprache', und zwar durchaus in erklärtem Gegensatz zu empiriefernen Arbeiten. Die Sprachwirklichkeit erscheint dabei allerdings v.a. als eine Masse von authentischen Äußerungen, die in Großkorpora wie dem Deutschen Referenzkorpus (DeReKo) gesammelt werden. Diese Korpora setzen sich zwar aus Texten zusammen, die Daten können allerdings "wegen ihrer schieren Masse mit dem Intellekt nicht einmal gesichtet werden" (Köhler 2005, 5). D.h. die Einzeltexte gehen im Großkorpus gewissermaßen auf und verlieren ihren Status als integrale Einheiten oder gar als 'Einzelereignisse (relativ) abgeschlossener kommunikativer Äußerungen in ihrer situativen Einbettung', für die sich die oben

angesprochene Sprachgebrauchslinguistik interessiert. Großkorpora sind nicht Sammlungen von Texten, in denen man liest, sondern in denen man sucht.

Für unseren Zusammenhang ist nun wichtig, dass die Korpuslinguistik prominent mit den Termini *Type* und *Token* operiert. Tokens sind das Maß für den Umfang von Korpora (DeReKo umfasst z.B. derzeit 24 Milliarden Wörter). Statt sie auch als *Textwörter* zu bezeichnen, wäre es eigentlich angemessener, von *Korpuswörtern* zu sprechen und *Textwörter* für die Gesamtheit der zu *einem* Text gehörenden Tokens zu reservieren. In diesem Sinne gebraucht man den Ausdruck ja auch, wenn man die lexikalische Diversität von Einzeltexten mit der Type-Token-Ratio erfasst.

Gewichtiger als diese terminologische Frage ist aber die unterschiedliche Verwendung des Ausdrucks *Wortform*. In der Lexikologie und Morphologie handelt es sich, wie bereits gesagt, um die einem Lexem bereits zugeordneten Wortformen, also um Konkretisierungen einer abstrakteren Einheit. In der Korpuslinguistik ist dagegen die Blickrichtung umgekehrt: Unter *Wortformen* versteht man hier einen Type, dem identische Tokens zugerechnet werden (vgl. Lemnitzer/Würzner in diesem Band). Konkret sind es rein formale Einheiten, nämlich identische Buchstabenfolgen, ganz unabhängig von ihrer Bedeutung. Offenbar ist aber auch innerhalb der Korpuslinguistik die Terminologie nicht ganz klar. Perkuhn et al. (2012, 27) bezeichnen die von der Bedeutung abstrahierende Lesart als 'eher übliche Verwendungsweise'. Neben dieser "wird die Bezeichnung *Type* aber auch manchmal eingesetzt, um auf abstraktere Einheiten Bezug zu nehmen, wie etwa ein Lexem oder Lemma". Daraus resultierende verschiedene Zählungen erläutern sie an dem Satz *Eine schöne Rose ist eine schöne Rose, zwei Rosen sind noch schöner* (vgl. Abb. 1).

Token:	12	Eine, schöne, Rose, ist, eine, schöne, Rose, zwei, Rosen, sind, noch, schöner
Type ₁ :	10	Eine, schöne (2x), Rose (2x), ist, eine, zwei, Rosen, sind, noch, schöner
Lexem-Type ₂ :	6	ein (Eine, eine), schön (2x schöne, schöner), Rose (2x Rose, Rosen), sein (ist, sind), zwei, noch

Tab. 2.1: Unterschiedliche Wortzählungen

Abb. 1 (aus Perkuhn et al. 2012, 27)

Es handelt sich um ein recht einfaches Beispiel, in dem keine Homonyme vorkommen. Bemerkenswert ist, dass die beiden Vorkommen des unbestimmten Artikels, die sich nur durch Groß-/Kleinschreibung unterscheiden, in der ersten Type-Zählung als verschiedene Types behandelt werden. Selbstverständlich lässt sich auch eine weitere Zählung denken, die diesen Unterschied neutralisiert, wenn er nur auf die Satzgrenze zurückgeht. Auch nennen die Autoren die Lexem- oder

Lemma-Ebene ja eigentlich nur als Beispiel. Dass sie gerade diese Ebene wählen, hängt natürlich damit zusammen, dass nach eben dieser die meisten Benutzer suchen, weswegen es auch das automatische Werkzeug der Lemmatisierer gibt. Theoretisch fällt die bei der Lemmatisierung erzeugte Wortformenliste mit der aus der Lexikologie/Morphologie extensional zusammen (praktisch ist das häufig nicht der Fall, weil der automatischen Lemmatisierung – wie auch der Tokenisierung – doch (noch enge) Grenzen gesetzt sind).

Diese Annäherung der beiden Sichtweisen auf Wortformen ist jedoch recht trügerisch, und es ist m.E. empfehlenswert, die völlig abstrakten Ausdrücke *Type* und *Token* nicht mit irgendwelchen Sprachebenen zu vermischen. Sie sind auf die verschiedensten Einheiten anwendbar, also auch auf eine tiefere (Morpheme, Phoneme) oder eine noch höhere Ebene. Die Wortebene ist zwar für die Korpuslinguistik gewissermaßen der 'natürliche' Zugang, aber grundsätzlich steht es den Analysierenden frei, welche Größen sie untersuchen wollen. Dies sei am Beispiel *Sein Liebesspruch ist "Sein oder Nichtsein ..."* demonstriert.

Dieser Satz enthält 44 Druckzeichen. Das *Word*-Programm rechnet die drei Punkte als nur eine Einheit und kommt also auf 42 Zeichen – eigentlich könnte/sollte man auch die Anführungszeichen als *ein* diskontinuierliches Zeichen zählen. Bei 39 Druckzeichen handelt es sich um Buchstaben. Diese kann man nun sowohl Graphemen als auch Phonographemen als Types zuordnen. So kommt in dem Satz der Buchstabe <e> viermal vor; er repräsentiert dabei immer einen Bestandteil eines Digraphen, dreimal für einen (denselben) Diphthong und einmal für einen Langvokal.

Die folgende Tabelle (Abb. 2) soll weitere Ebenen verdeutlichen (wobei es auf die genaue Anzahl und Benennung der Stufen nicht ankommt). Sie betrifft das erste Wort des Beispielsatzes und setzt also als Type erster Stufe die Buchstabenfolge <sein> an, die zweimal als Wort und einmal als Bestandteil eines Wortes vorkommt. Es ist nun gar nicht so einfach (bzw. letzten Endes arbiträr), auf welcher Stufe man für das erste Vorkommen den Type im Sinne des Lexems oder Lemmas ansetzt: Possessivum oder Possessivum der 3. Ps./der 3. Ps. Sg./der 3. Ps. Sg. Mask. oder der 3. Ps. Sg. Mask./Neutrum? Im Wörterbuch finden sich die Grundformen alphabetisch verstreut, es gibt also (z.B. im Duden Universalwörterbuch) Einträge für die Possessivvariante von *mein*, *unser*, *dein*, *ihr* (3 Subeinträge), *sein* (Subeinträge für zwei Genera) usw. In Grammatiken sind alle Formen tabellarisch – in der Regel neben den entsprechenden Personalpronomina – angeordnet. Die vom Genus des Bezugsnomens abhängigen Wortformen werden in der Regel nur an einem Possessivum demonstriert (Akkusativ: *meinen Freund* vs. *mein Kind*), da sie überall gleich sind.

Wortklassen/ Wortarten	Funktionswort vs. Inhaltswort
	flektierbar vs. unflektierbar
	Artikelwort vs. ...
	Possessivpronomen vs. ...
grammatisch spezifizierte Wortformen	1. vs. 2. vs. 3. Person
	Singular vs. Plural
	Mask. oder Neutr. vs. Fem.
	Nom. vs. Akk. vs. Dat. vs. Gen.
Graphemfolge	<sein>
reguläre Schreibvarianten	<i>sein, Sein, SEIN</i>
nicht reguläre Varianten	<i>SEin, sEin, sain, ...</i>
konkrete Materialisierungen	Platzierung, Schriftart, -größe etc.

Abb. 2

Die Frage, welchen Types man die Possessiva in Textanalysen zuordnet, ist von der Lemmatisierung eigentlich nicht betroffen, d.h. es gibt sehr verschiedene sinnvolle Gruppierungen. Ich beschränke mich auf zwei Beispiele: Man kann etwa die Pronomina der 3. Person – gegenüber denen der 1. und 2. – zusammenfassen. Das ist textsortensensitiv, und zwar gleichgültig, ob es sich um Personal- oder Possessivpronomen handelt. Für eine andere Fragestellung ist relevant, wie viele maskuline – gegenüber femininen – Personenbezeichnungen vorkommen, wobei man sogar davon absehen kann, ob es sich um Pronomina, Namen oder Appellativa handelt.

Im oberen Kasten der Abbildung befinden sich Typen von Types, die als übereinzelsprachliche Kategorien infrage kommen. Elementar ist die Unterscheidung von und Autosemantika, und ihre durchschnittliche relative Menge in einem Text ist abhängig vom Sprachtyp. Für das Deutsche (gegenüber z.B. dem Englischen) ist weiter etwa charakteristisch, dass es in Texten/Korpora sehr viele flektierte Funktionswörter gibt.

Als übereinzelsprachliche Types kommen aber auch Inhaltselemente infrage, in unserem Beispiel betrifft das v.a. die hier nur unvollständig aktualisierte Textstelle von Shakespeare mit zwei weiteren Vorkommen von <sein>. Anders als deutsche Infinitive umfassen englische zwei Wörter und nicht eins, und in der englischen Fassung ist zudem tatsächlich zweimal der Infinitiv realisiert: *To be, (or not) to be ...*, während dieser in der deutschen Beispielfassung als substantivierte Form erscheint. Man könnte allerdings auch schreiben *Sein oder nicht sein*, ferner *Sein oder Nicht-Sein*.

Im mittleren Kasten geht es um die spezifische grammatische Bedeutung der Wortform im Sinne der Ausprägung eines Lexems. Diese ist es, die man zum

Verstehen des Textes braucht und die zu erkennen den automatisierten Analyse-techniken (noch) ziemliche Probleme bereitet, besonders natürlich, wenn die Form wie in diesem Fall homonym zu einem höchstfrequenten Verb ist. Gibt man etwa in Cosmas II (Portal für die Korpusrecherche in den schriftsprachlichen Textkorpora des IDS, Archiv der geschriebenen Sprache, alle öffentlichen Korpora; Abfrage 24.6.2014) die Lemmaabfrage '&sein' ein, erscheinen nicht weniger als 177 Wortformen. Es ist aber nicht erkennbar, wie viele Lemmata dabei im Spiel sind. Zur Wortform *bin* gehören z.B. auch Tokens, die nichts mit dem Verb oder seiner Nominalisierung zu tun haben, u.a. *Osama Bin Laden* oder *BiN Bank in Niederuzwil*.

Der untere Kasten verdeutlicht zunächst Folgendes: Auch wenn man von Wortformen als Textwörtern spricht, hat man in der Regel eine abstrakte Einheit, eine Buchstabenfolge, vor Augen.

Von typografischen Eigenschaften der Zeichen wird üblicherweise abstrahiert. Schriftgröße, Font oder andere Auszeichnungen werden in den meisten Korpora normalerweise nicht mit erfasst, obwohl die Auswertung dieser Eigenschaften für manche Fragestellung sicher aufschlussreich wäre. (Perkuhn et al. 2012, 30)

Von den Einzelvorkommen der Wortformen wird auch insofern abstrahiert, als die Texte digitalisiert sind und also in virtueller Form vorliegen. Abgesehen davon, dass man damit von der Materialität absieht, ist auch die Vorkommenshäufigkeit ganz auf das Korpuskonstrukt bezogen. In diesem hat jeder Text das gleiche Gewicht. Für die Sprachwirklichkeit ist es aber keineswegs irrelevant, in wie vielen materiellen Einzelexemplaren die Zeichen(ketten) vorliegen bzw. wie häufig Sprachteilhaber damit konfrontiert sind. Bei Alltagsgesprächen ist die Zahl der Rezipienten extrem gering, bei Zeitungstexten dagegen sehr hoch (vgl. dazu auch ebd., 74f.).

2.2 Performanz, Kompetenz und Norm

Der konsequente Bezug auf die Sprachrealität bringt nun mit sich, dass Korpora (Performanz-)Fehler enthalten. Denn in der Sprachrealität kommen selbstverständlich auch viele Ausdrücke vor, die den Regeln – irgendeiner Ebene – nicht entsprechen. Im Umgang mit solchen Erscheinungen scheiden sich die Geister besonders stark. Holzschnittartig gegenübergestellt betrachten die einen die Performanz (im abwertenden Sinne des Wortes) als für die Rekonstruktion der Sprachkompetenz irrelevant und lassen sich gleich gar nicht auf die Sprachwirklichkeit ein bzw. scheiden unerwünschte Korpusbelege aus der Betrachtung aus. Den anderen ist überhaupt die Vorstellung suspekt, in authentischen Sprachdaten Fehler ausmachen zu wollen. Sie wenden sich damit gegen die normative Komponente, die kompetenzorientierten Ansätzen eingeschrieben ist: Denn diese su-

chen nach Regeln, und zwar nach den Regeln, aufgrund derer – gleichgültig auf welcher Ebene – grammatisch korrekte (Folgen von) Sprachzeichen gebildet werden.

Perkuhn et al. (2012, 71) ist nun sicher zuzustimmen, wenn sie feststellen, es sei gar "nicht so leicht, zwischen (angeblichen) Fehlern und neu aufkommenden Varianten einer Schreibweise oder Formulierung zu unterscheiden". Dennoch scheint es mir wichtig, nicht aus dem Auge zu verlieren, dass Fehler unbestreitbar einen Bestandteil der Sprachrealität bilden. Am wenigsten wird man dem wohl widersprechen, wenn es um Fehler geht, die überhaupt erst durch die Texttechnologie entstehen. Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, wie schwierig die Umsetzung eines Textbilds in eine computerlesbare Textdatei ist und dass auch bei aufwendiger Nachbearbeitung automatischer Texterkennung (OCR: *Optical Character Recognition*) und mithin auch in (Groß-)Korpora Fehler bestehen bleiben. Beim gewöhnlichen Schreiben mit dem Computer korrigieren Programme nicht nur menschliche Fehler, sondern produzieren auch eigene, z.B. automatisch gesetzte Majuskeln nach Punkten oder abweichende Worttrennungen.

Der zweite Zusammenhang, in dem Fehler als selbstverständliche Phänomene des Sprachgebrauchs behandelt werden (müssen), sind die Fälle, wo Sprachteilhaber selbst Korrekturen vornehmen. Bei Lernertexten (die natürlich auch Falschkorrekturen enthalten können) stellen Fehler und Selbstkorrekturen als solche einen Forschungsgegenstand dar. In der Gesprächslinguistik gehören Selbst- und Fremdkorrekturen zu den besonders beachteten Phänomenen.

In welchem Ausmaß Texte Fehler enthalten, hängt natürlich stark von den einbezogenen Textsorten ab. Besonders viele darf man erwarten, wenn es sich um nicht redigierte Schriftäußerungen handelt. Um dies am obigen Beispiel zu verdeutlichen: Die Abfrage zu '&sein' liefert für die Wortform <bin> u.a. 12 Tokens der Variante <BIn>. In einem Fall handelt es sich um ein sprachspielerisches Mittel, das über die Grenzen von zwei Wörtern hinweg ein drittes Wort sichtbar macht: "*Laut PisA BIn ich blöd, aber...*" lautete das Motto der Abiturienten des Kurpfalz-Gymnasiums (M02/JUL.48882 Mannheimer Morgen, 01.07.2002).

Alle anderen Belege stammen aus den Diskussionsseiten zu Wikipedia-Artikeln, eine der wenigen Textsorten aus dem DeReKo-Korpus, die offensichtlich (meist) nicht an der Schriftnorm orientiert sind. Es ist hier m.E. unproblematisch, von eindeutigen Fehlschreibungen auszugehen, zumal bei Tokens innerhalb von Absätzen, die Großschreibung nur am Satzanfang praktizieren. Denn dass nach einem Großbuchstaben versehentlich ein zweiter gesetzt wird, ist so häufig, dass Textverarbeitungsprogramme auch dafür gleich eine automatische Korrektur anbieten. Majuskeln innerhalb von Wörtern werden aber nicht nur im ersten <BIn>-Beispiel als bedeutungstragendes Ausdrucksmittel eingesetzt, sondern kommen bekanntlich vielfach so vor, u.a. für geschlechtergerechte Formen wie *LeserInnen*, aber auch in anderen Zusammenhängen wie bei Firmen- und Pro-

duktnamen (*BahnCard*) oder in älteren Texten, so schrieb man früher einmal *GOtt der HErr*.

2.3 Emische Einheiten oberhalb der lexikalischen Ebene

Auf der Ebene solcher Schreibvarianten sowie der von Wortformen im morphologischen Sinn bis hin zu überlieferten Sätzen wie Sprichwörtern oder dem Shakespeare-Zitat ist es recht einfach, einen Type oder eine emische Einheit anzusetzen, die beliebig oft und auch in einem Text mehrfach aktualisiert werden kann. Auch Konstruktionen (im Sinne der Konstruktionsgrammatik) sind immerhin (teilweise) lexikalisch gefüllt und können unter Rückgriff auf Signifiant-Varianten aufgesucht werden. Es ist aber kein Zufall, dass die strukturalistischen Terminpaare nach dem Vorbild von *Phon/Phonem* gewöhnlich spätestens auf der Ebene *Lex/Lexem* enden (wobei *Lex* bereits ein sehr ungewöhnlicher Ausdruck ist). Denn auf den höheren Ebenen hat man es mit ganz abstrakten Einheiten wie Nominalphrasen, Subjekten, Nebensätzen usw. zu tun, die lexikalisch nicht spezifiziert sind, über deren Signifiants man also nichts aussagen kann. Das ändert freilich nichts daran, dass man auch solche Kategorien als Types definieren und einen Text etwa auf Vorkommen von Adverbialbestimmungen, Fragesätzen oder Genitivattributen absuchen kann; Satzbaupläne stellen sogar globale Muster dar, die man noch ganz gut mit emischen Einheiten niedrigerer Ebenen parallelisieren kann.

Insofern ist es schon erstaunlich, dass ausgerechnet auf der höchsten Ebene das Gegensatzpaar etisch-emisch wiederkehrt und auch der Ausdruck *Textem* geprägt wurde. Das hat damit zu tun, dass sich die Textlinguistik, besonders in der textgrammatischen Ausprägung, durch eine starke Normorientierung auszeichnet und, dem Vorbild der Satzgrammatik folgend, eben nach den Regeln suchte, entsprechend denen Sätze zu wohlgeformten Texten verkettet werden. Es gilt aber auch für viele Beiträge, die sich dem kommunikativ-pragmatischen Ansatz der Textlinguistik verpflichtet fühlen (vgl. z.B. Brinker 2010, 39f. oder Heinemann/Heinemann 2002, 64-68 und 134ff.). Als eine besondere Spielart davon darf man die Bemühungen aus der Angewandten Textlinguistik verstehen, die die Textoptimierung (vgl. Antos et al. 2011) als ein wesentliches Arbeitsfeld begreifen. Denn damit unterstellen sie ja zugleich, dass die in der sprachlichen Wirklichkeit vorkommenden Texte eben nicht alle optimal sind, sondern teilweise massiv gegen Regeln und Normen verstoßen.

Es gibt verschiedene Varianten der Idee, auf der Textebene abstraktere Einheiten anzusetzen und/oder normative Setzungen vorzunehmen. Diese sind in der Literatur ausführlich behandelt und werden daher hier eher summarisch abgehandelt. Die Rede von emischen und etischen Texten stammt von Roland Harweg (1968), der sich ganz auf die Kohäsionsmittel konzentriert und dazu eine neue

Definition von Pronomina vorgeschlagen hat (vgl. dazu weiter Abschnitt 3.1). Etische Texte entsprechen der Sprachwirklichkeit, es sind Texte, wie sie eben vorkommen, mit all ihren Unvollkommenheiten und Fehlern. Emische sind dagegen solche, die den Wohlgeformtheitsbedingungen folgen. Dies entspricht m.E. nur sehr ungefähr dem Gegensatz Token – Type auf den niedrigeren Ebenen. *Bin* oder *bringte* kommen in der Sprachwirklichkeit vor und lassen sich auch problemlos den entsprechenden Lexemen zuordnen. Sie widersprechen bloß orthografischen bzw. morphologischen Regeln – ohne i.Ü. dadurch ihre Verstehbarkeit oder kommunikative Funktionalität einzubüßen.

Während das Begriffspaar *emischer/etischer Text* in der weiteren Diskussion keine besondere Rolle gespielt hat, erfreut sich eine verwandte 'Begriffs'schöpfung bis auf den heutigen Tag großer Beliebtheit (vgl. z.B. Schubert 2012, 20ff.; Averintseva-Klisch 2013, 4ff.). Gemeint ist der Ausdruck *Nicht-Text*, der auf eine unglückliche Formulierung von Beaugrande/Dressler (1981, 3) zurückgeht. Diese ist gewissermaßen ein Erbe aus dem textgrammatischen Ansatz: Da Sätze nicht beliebig aufeinander folgen können, scheint es möglich und nötig, nach Kriterien für Textualität zu suchen, so dass die Frage zentral wird, was genau eine Folge von Sätzen zu einem Text macht. Allerdings betrachten Beaugrande/Dressler Kommunikativität als entscheidendes Merkmal für Textualität, gehen also nicht von der Idee aus, dass in Texten Produkte der Satzgrammatik hintereinandergeschaltet werden, sondern wählen als Oberbegriff/genus proximum *kommunikative Okkurrenz*. Darunter darf man wohl Tokens von (realen) Kommunikationsversuchen verstehen. Inwiefern sich nun aus der Sicht einer beschreibenden Wissenschaft an solche realen Sprachvorkommen bestimmte Anforderungen stellen lassen, muss ebenso rätselhaft bleiben wie die Aussage, "nicht-kommunikative Texte [würden] als Nicht-Texte behandelt" (ebd.; vgl. dazu genauer Adamzik 2004, Kap. 3.1.).

Ebenso einhellig wie die Bezugnahme auf die Textualitätskriterien von Beaugrande/Dressler ist in der späteren Literatur daher der Einwand, es handle sich gar nicht um notwendige Texteigenschaften. Dabei bezieht man sich allerdings selten auf die entsprechende Klarstellung von Beaugrande selbst:

Since the appearance of the *Introduction to Text Linguistics* in 1981, which used these principles [of textuality – cohesion, coherence, intentionality, acceptability, informativity, situationality, and intertextuality] as its framework, we need to emphasize that they designate the *major modes of connectedness* and not (as some studies assumed) the linguistic features of text-artifacts nor the *borderline between 'texts' versus 'non-texts'* (Beaugrande 1997, I. 52).

Die Prinzipien oder Dimensionen sollen also v.a. die Komplexität des Beschreibungsgegenstandes deutlich machen und eignen sich als eine Art Checkliste für die Analyse (deswegen sind sie auch so prominent geblieben), es ist aber – entge-

gen dem ersten Anschein – ganz unangebracht, Beaugrande/Dressler eine normative Haltung zu unterstellen.

Aus ihrem Werk hat ein weiteres Element die Diskussion stark beeinflusst, das ist das Prinzip der Intertextualität. Beaugrande/Dressler konzentrieren sich stark auf die sog. allgemeine Intertextualität, die "für die Entwicklung von TEXTSORTEN als Klassen von Texten mit typischen Mustern von Eigenschaften verantwortlich" (1981, 13) ist. Diese Vorstellung hat weite Verbreitung gefunden und so begreift man Textsorten tatsächlich am häufigsten als (die) abstrakte Einheit auf der Textebene. Besonders viel zitiert wird die Formulierung von Brinker (2010, 120) "Der konkrete Text erscheint immer als Exemplar einer bestimmten Textsorte", die die Auswahl aus einer vorgegebenen Menge von globalen Mustern geradezu als normalen Schritt bei der Textproduktion denken lässt. Die Textsorte wäre danach als Type, ein dazugehöriger Einzeltext als Token aufzufassen.

Ein Problem besteht darin, dass man von Textsorten auf sehr verschiedenen Ebenen spricht und häufig terminologisch noch abstraktere Ebenen wie *Textklasse*, *-typ*, *-art* usw. daneben stellt. Besonders gut mit dem Paar Lexem – Wortform parallelisieren lassen sich Textsorten auf extrem niedriger Abstraktionsebene bzw. mit extrem ausgeprägter Standardisierung. Hier handelt es sich eigentlich schon um Einzeltexte. Das Bestellformular einer Firma, der Reisepass eines bestimmten Landes oder der Kontoauszug einer bestimmten Bank z.B. stehen als Vordrucke oder in digitaler Form für den Gebrauch zur Verfügung. Es sind potenzielle oder virtuelle Einheiten, die erst in ihrer ausgefüllten bzw. ergänzten Version, also als situativ spezifizierte, ihre kommunikative Funktion erfüllen. Bei der Rezeption schaut man dann überhaupt nur auf die jeweils variierenden Teile, jedenfalls sofern man mit der Vorlage vertraut ist. Den allgemeineren Kategorien Formular oder Ausweispapier würden dagegen auf der Wortebene eher Klassen wie Wortfeld, *-art*, *-familie*, Wortbildungstyp und dergl. entsprechen.

Ganz besonders schlecht passt die Vorstellung, Texte stellten Aktualisierungen vorgegebener Muster dar, auf solche Textsorten, die kaum irgendwelche Vermutungen darüber erlauben, was an Textwörtern vorkommt. Dazu gehören natürlich besonders literarische. Die Skala zwischen den beiden Extrempolen ist extrem breit. Auf die Frage, welches Vokabular bei Texten erwartbar ist und wie es sich strukturieren lässt, komme ich im Abschnitt 3.2 zurück.

Hier muss es noch um den Versuch gehen, das Paar etisch-emisch ausdrücklich auf höhere Ebenen anzuwenden: *Vom Morphem zum Textem*. Dies ist der Titel einer recht heterogenen Sammlung von Aufsätzen von Walter A. Koch (1969), in dem Erläuterungen zum Ausdruck *Textem* allerdings keine besondere Rolle spielen. Koch hat ein systematisches Begriffsnetz geprägt, u.a. mit *Logem* (ungefähr äquivalent zu Wort) und *Syntaktem* (ungefähr äquivalent zu Satz). Bei den höherstufigen emischen Einheiten meint Koch hier extrem abstrakte Strukturen (Subjekt + Prädikat für das Syntaktem und Topik, Thema und Komment für

das *Textem*). Daher ist auch die Parallele zu den Morphemen einer Sprache eigentlich nicht angemessen.

In einem anderen Zusammenhang hat Koch (1971) den Ausdruck *Textem* jedoch auf eine sehr viel weniger abstrakte Einheit, eigentlich einen Einzeltext, angewandt und dabei auch den Ausdruck *Allotext* benutzt. Es geht ihm dabei um oral tradierte Texte wie z.B. Volksmärchen. Es sind dieselben Texte, die immer wieder reaktualisiert werden, allerdings in mehr oder weniger stark variierender Gestalt. So könnte man auch verschiedene Inszenierungen eines Theaterstücks als Allotexte bezeichnen, die sich in den einzelnen Aufführungen als Tokens realisieren.

Wie auf der Wortebene lassen sich also unterschiedliche Abstraktionsebenen unterscheiden, und zwar durchaus abhängig vom Einzeltext und dem Überlieferungswert, den Gesellschaften diesem zugeschrieben haben: Von Theaterstücken wie *Hamlet* gibt es eine unüberschaubare Menge von Inszenierungen, (mitgeschnittenen) Aufführungen und Verfilmungen. Dasselbe gilt natürlich für gedruckte Fassungen, bei denen die Auflagenhöhe Aufschluss über die Anzahl der Tokens einer Ausgabe (das wäre ein schriftlicher Allotext) gibt. Für die Literaturwissenschaft bzw. Philosophie, Religions-, Rechtswissenschaft usw., die sich mit lange überlieferten Texten befassen, sind solche Fragen der Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte zentral. In der Textlinguistik spielen sie gegenüber der abstrakten Kategorie Textsorte – in diesem Fall würde man *Hamlet* als 'Exemplar' einer Tragödie bezeichnen – fast keine Rolle.

Das ist erstaunlich angesichts des neuen Interesses für Oberfläche, Performance, Materialität und Visualität (vgl. z.B. Holly 2013), aber auch mit Blick auf die Mediengeschichte. Denn an der Drucktechnik ist ja so entscheidend – und für die an Handschriften Gewöhnten überraschend –, dass dadurch erstmals sehr viele identische Exemplare einer Vorlage erstellt werden konnten. Die einzelnen Endprodukte, die Bücher als Tokens, sind natürlich materiell nicht identisch, das ist nur das Druckbild, das im traditionellen Druck auf der physischen Bleiform beruht. Setzt man nun denselben Text in größeren Lettern, verändert sich das Druckbild, insbesondere die Verteilung der Wörter auf die Seiten. Es können aber exakt die gleichen Folgen von Druckzeichen entstehen. Heutzutage bedarf es nur eines Mausklicks, um solche Effekte zu erzielen.

Wenn ich diese Elementaria hervorhebe, so deswegen, weil die Frage nach dem *Wort* im Text angesichts der hohen Aufmerksamkeit, die multimediale Erzeugnisse moderner Technologie auf sich ziehen, mitunter etwas in den Hintergrund gerät und die Annahme, Texte bestünden letzten Endes aus Wörtern, heute leicht geradezu naiv erscheint. Die Erinnerung an lang überlieferte und in den unterschiedlichsten Versionen existierende Texte zeigt indes, dass es gar nicht möglich ist, ein für alle Mal zu bestimmen, was denn die Identität eines Textes ausmacht, sondern dass es auch hier verschiedene Abstraktionsebenen gibt.

Sollte man nun für eine davon den Ausdruck *Textem* benutzen? Die Begriffsschöpfungen Kochs haben sich nicht durchgesetzt (wenngleich Bußmann (2008) immer noch den Eintrag *Textem* führt) und es ist höchst fraglich, welcher Ebene *Textem* genau entsprechen sollte. Ich halte es daher für sinnvoller, von virtuellen Einheiten auf der Textebene (virtuellen Texten) zu sprechen (vgl. Adamzik 2008) und die jeweils gemeinte Abstraktion explizit zu kennzeichnen. Eine für die Linguistik und speziell diesen Artikel besonders relevante Ebene ist zweifellos der Text als Wortlaut, bei dem es sich in jedem Fall um eine abstrakte Einheit handelt, da derselbe Wortlaut medial und materiell in unendlicher Variation reaktualisiert werden kann. Bei den oral überlieferten Texten, für die Koch *Textem* benutzt hatte, spielt der Wortlaut dagegen schon deswegen eine höchst untergeordnete Rolle, weil es sich um (potenziell) übereinzelsprachliche Einheiten handelt.

3 Texte als Folgen, Netze und Mengen von Wörtern

3.1 Kohäsionsmittel

Betrachtet man einen Text als funktionale Ganzheit, so sind selbstverständlich sämtliche seiner Eigenschaften, mithin auch alle Wörter relevant. Aufgrund der Tradition, Texte als verkettete Sätze aufzufassen, hat jedoch eine Sichtweise auf Wörter im Text eine große Bedeutung erlangt, die nur einem Teil von ihnen einen besonders bedeutsamen Status einräumt, nämlich den sog. Kohäsionsmitteln. Diese zerfallen zunächst in zwei große Untergruppen: phorische/textdeiktische Elemente auf der einen (z.B. *Im Keller ist eine Maus. Sie hat die Schuhe angeknabbert.*) und (Satz-)Konnektoren (*Denn Käse gab's da nicht.*) auf der anderen Seite. Prototyp für beide sind Funktionswörter, nämlich Pronomina für die erste und Konjunktionen für die zweite Gruppe.

Beide kommen allerdings auch innerhalb von (komplexen) Sätzen vor, sie sind also nicht für die Textebene spezifisch. Insofern ist es schon bemerkenswert, dass es völlig unkontrovers scheint, Textgrammatik als Analyse *transphrastischer* Phänomene zu begreifen. Zugrunde liegt eine orthografische 'Definition' von *Satz*. Diese ist noch viel problematischer als die orthografische Definition von *Wort*. Denn wo man in einer Folge von (potenziell) eigenständigen Sätzen, also Hauptsätzen, Komma, Punkt oder Semikolon setzt, ist nicht einmal durch die Interpunktionsregeln normiert. Der durch die Zeichensetzung grafisch als Einheit markierte Satz ist ein Phänomen der Parole par excellence. In der Sprachwirklichkeit nehmen sich die Schreibenden zudem alle Freiheiten und notieren auch Nebensätze,

einzelne Konnektoren sowie "Sinneinheiten in Satzfragmenten als Schreibsätze" (Duden 2009, 1062). Textoptimierungen bestehen oft gerade darin, die mehr oder weniger willkürlich gesetzten Satzgrenzen abzuändern und z.B. einen sehr komplexen Satz in eine Folge von weniger komplexen oder einfachen Sätzen zu verwandeln. Mitunter reichen dafür Veränderungen der Interpunktion.

Im Deutschen wird nun nicht einmal terminologisch konsequent zwischen dieser Einheit (engl. *sentence*, frz. *phrase*, dt. mitunter *Ganz-* oder *Gesamtsatz*) und einer grammatisch definierten Struktur unterschieden. Diese besteht laut Duden (2009, 763) "aus einem Prädikat mit finitem Verb und allen zugehörigen Satzgliedern" (*clause* bzw. *proposition*). Das ist aber nur die kleinste Struktur; sie kann als Element einer komplexeren Einheit (Teilsatz) auftreten oder als eigenständige Einheit (Einfachsatz) – wenn es sich nämlich um eine Hauptsatzstruktur handelt und man danach ein Satzschlusszeichen setzt. Dem versucht der Duden durch eine zusätzliche Definition von *Satz* Rechnung zu tragen: "die größte Einheit, die man mit den Regeln der Syntax erzeugen kann" (ebd., 764). Eine solche Einheit ist aber empirisch leer, da Einbettungsstrukturen bekanntlich rekursiv sind und man daher jedem komplexen Satz einen weiteren Teilsatz hinzufügen kann. Ebenso ist es – jedenfalls im Deutschen – theoretisch möglich, unendlich lange Wörter zu erzeugen. Wo Einheiten tatsächlich zu Ende sind, entscheidet sich allein in aktualisierter Sprache, nämlich daran, wo Schreibende im Text ein Spatium bzw. Satzschlusszeichen gesetzt haben. Rein normativ ist entsprechend die Bestimmung aus dem Textkapitel der Duden-Grammatik: Der Punkt "markiert den Schluss eines Satzes oder einer kurzen Reihung von Sätzen" (ebd., 1062).

Selbst wenn man eine stark normative Definition von *Satz* zugrunde legt, ist man schon innerhalb der Satzsyntax mit dem fließenden Übergang zwischen (komplexem) Satz und Text konfrontiert. Das kommt sehr gut in der folgenden Bestimmung zum Ausdruck:

Kohäsion liegt vor, wenn grammatisches Wissen verwendet wird, um einen Zusammenhang herzustellen. Das grammatische Wissen umfasst die Verwendungsregeln der grammatischen Funktionswörter und -zeichen des Deutschen [...]. Ihre Paradigmen sind in geschlossenen Klassen organisiert. Sie bilden zusammen mit den Inhaltswörtern grammatisch wohlgeformte vollständige Aussagen. Als typische wohlgeformte vollständige Aussage gilt der Satz, in den alle Funktionswörter und -zeichen syntaktisch eingebunden sind. Von vielen Grammatiken werden sie deshalb nur aus der Perspektive des Satzes beschrieben. Kohäsionszeichen entfalten ihre eigentliche Funktion aber oft erst auf der Ebene des Textes [...]. Dann liegt nicht nur Satzkohäsion, sondern auch Textkohäsion vor. (ebd.)

Der letzte Satz ist recht erstaunlich, weil er – ganz gegen die textgrammatische Tradition – zu unterstellen scheint, Textkohäsion sei etwas anderes als das, was sich aus dem kohäsiven Zusammenhalt von Sätzen ergibt. In der Sprachwirklichkeit kommen allerdings Sätze ebenso wie Wörter sowieso nur als Bestandteile von Texten vor. Dass man selten wie von Textwörtern auch von Textsätzen

spricht, erklärt sich daraus, dass es auf Satzebene eben keine parallele emische Einheit gibt. Die 'zugrundeliegende' Struktur ist entweder wie Kochs Syntaktem eine grammatisch abstrakte Konstruktion oder eine semantisch abstrakte Proposition. Auf diese Einheit deutet der Gebrauch des Ausdrucks *Aussage* in dem Zitat hin. Semantisch ist ein Text ein Komplex von Aussagen.

Zwischen den Elementen beider Abstraktionsebenen, also der satzgrammatischen und der satzsemantischen, gibt es nun bekanntlich keine Eins-zu-Eins-Entsprechung, sondern allenfalls prototypische Pendants. Um nur das Wesentlichste zu nennen (genauer vgl. Polenz 1988, 1.5.): Eine Aussage besteht aus einer Prädikation (prototypisch realisiert durch Verben) mit ihren Bezugsstellen/Argumenten (prototypisch: Substantive), und für die Verknüpfung zwischen Aussagen gibt es Relationsausdrücke (prototypisch: Konjunktionen).

Unter der Perspektive des Wortes im Text fragt sich nun, ob man über Wörter im Text etwas grundsätzlich Anderes sagen kann oder muss als über Wörter im Satz und wie man Kohäsionsmittel gruppiert. Die Gegenüberstellung von Funktions- und Inhaltswörtern betont den Gegensatz von Grammatik einerseits und Lexik/Semantik andererseits und damit auch den Gegensatz zwischen Kohäsion und Kohärenz. Da Inhalts- und Funktionswörter im Text aber engstens ineinandergreifen, halten manche die Unterscheidung von Kohäsion und Kohärenz überhaupt für unnötig bzw. nicht sauber durchführbar (so z.B. Brinker 2010, 17). Brinker spricht daher statt von Kohäsion von grammatischer Kohärenz. Ganz im Zentrum steht bei ihm und auch sonst traditionell das Prinzip der Wiederaufnahme. Damit ist die Verwendung referenzidentischer Ausdrücke gemeint, deren Prototyp eben das Pronomen ist.

Am striktesten hat Roland Harweg die pronominale Wiederaufnahme von Vorgängerausdrücken zu dem wesentlichsten Mittel der Textkonstitution erklärt. Seine berühmte Definition von *Text* lautet: „*ein durch ununterbrochene pronominale Verkettung konstituiertes Nacheinander sprachlicher Einheiten*“ (1979, 148; Hervorhebung im Original gesperrt). Den Ausdruck *sprachliche Einheiten*, die verkettet werden, bezieht Harweg auf Sätze. Mit Pronomina sind natürlich nicht die traditionell so bezeichneten Funktionswörter gemeint, sondern alle (komplexen) Ausdrücke, die zur Wiederaufnahme geeignet sind, insbesondere Nominalgruppen mit definitivem Artikel. *Eine Maus* kann also 'pronominal' sowohl durch *sie* wie durch *die Maus* oder *das kleine Tier* wiederaufgenommen werden. Es sind somit (auch) komplexe Einheiten aus Funktions- + Inhaltswort/-wörtern, die die Kohärenz sichern.

Harwegs Definition ist schon früh als unangemessen zurückgewiesen worden, denn tatsächlich erweisen sich die wenigsten Texte als in seinem Sinne ununterbrochen verkettet. Sein Ansatz scheint daher eigentlich nur noch von wissenschaftsgeschichtlichem Interesse zu sein. Gleichwohl sind zwei seiner Grundideen auch heute noch sehr weit verbreitet. Erstens nämlich, dass es bei den Wör-

tern im Text um solche zwischen nebeneinander stehenden Sätzen geht, und zweitens, dass die zentrale Fragestellung eine referenzsemantische ist.

Da die grammatische Kohärenz, also der Gebrauch von Pronomina und Artikeln, einigermaßen trivial ist, stellt man bei der Erläuterung der Kohäsionsmittel bevorzugt Wörter bzw. komplexe Ausdrücke zusammen, die (potenziell) referenzidentisch sind oder wenigstens zum selben Sachbereich gehören, die also die thematische Kohärenz sichern. Dies führt zu teilweise sehr umfangreichen Listen semantischer Relationen wie Synonymie, Antonymie, Hyperonymie und vielem anderen mehr. Dabei ist von vornherein klar, dass solche Listen nicht exhaustiv sein können, u.a. weil sich die thematische Zusammengehörigkeit teilweise nur aus dem situativen Kontext ergibt.

Häufig (aber nicht immer) werden den referenziellen Ausdrücken dann als zweite Großgruppe von Kohäsionsmitteln die Konnektoren an die Seite gestellt, für die man ebenfalls umfangreiche Listen erstellen kann. Anders als Pronomina haben Konnektoren noch eine relativ starke, wenn auch sehr abstrakte Eigenbedeutung und stehen damit auf der Grenze zu den Inhaltswörtern. Es ist daher üblich, sie nach semantischen Gruppen zu präsentieren, und so verfährt auch der Duden. Wegen der strikten Trennung von Kohäsion und Kohärenz spart der Duden (wie viele andere Darstellungen) allerdings die Inhaltswörter aus. Dass man z.B. kausale Relationen auch durch *Grund*, *Bedingung*, *Folge*, *verursachen*, *bewirken*, *mit sich bringen* usw. explizieren kann, bleibt unberücksichtigt.

Ferner spielt auch die Frage keine Rolle, ob es sich um satzinterne oder satzübergreifende Konnektoren handelt. Die Darstellung ist sogar geeignet, den fließenden Übergang zwischen Satz und Text hervorzuheben: Nebensatzeinleitende Konjunktionen gehören definitionsgemäß zu den satzinternen Konnektoren. Sie werden in Tabellen zusammen mit den koordinierenden Konjunktionen sowie Ausdrücken einiger weiterer Wortarten präsentiert. Darunter auch Präpositionen, die in den meisten anderen Listen nicht als potenzielle Satzkonnektoren erscheinen. Von den Präpositionalphrasen, "die alternativ zu Sätzen, Infinitiv- oder Partizipialkonstruktionen umgeformt werden können" – z.B. *Wegen hoher Verluste ...* – heißt es: "sie schaffen also Text im Satz" (ebd., 1072). Mit *Text* ist hier offenbar 'Aussagenverknüpfung' gemeint. Im Sinne dieser Argumentation könnte man auch einen 'Text im Wort schaffen', z.B. unter Rückgriff auf die legendäre *Rindfleischetikettierungsüberwachungsaufgabenübertragungsgesetz-Erfindung*. Es bedarf keiner Funktionswörter, um solche Verknüpfungen herzustellen; man könnte z.B. auch schreiben: *Hohe Verluste veranlassten/führten zu ...* Die Aussagenverknüpfung kommt durch die Prädikation zustande, die in *Verlust* semantisch enthalten ist.

Ein Aussagenkomplex ist eine abstrakte semantische Struktur, deren Elemente in verschiedenster Weise auf grammatische Größen wie Satzglieder, Attribute, Teil- oder Gesamtsätze verteilt werden können. Den Aussagenkomplex kann man nun auch überhaupt möglichst weitgehend ent-linearisieren und ent-sprachlichen.

Das geschieht, wenn der Textinhalt als Liste von Propositionen oder auch als Baumstruktur notiert wird. Beaugrande/Dressler (1981, 105ff.) haben u.a. ein Konzeptnetz als Darstellungsform gewählt. Dabei bleiben von den Textwörtern nur die Inhaltswörter (in ihrer Grundform) erhalten. Für die Relationen benutzen sie Konzeptbezeichnungen wie *at* 'Eigenschaft', *lo* 'Lokalisierung', *qu* 'Quantifizierung', *st* 'Zustand', *ca* 'Ursache' usw. Der Satz *A great black and yellow V-2 rocket 46 feet long stood in a New Mexico desert* sieht dann so aus:

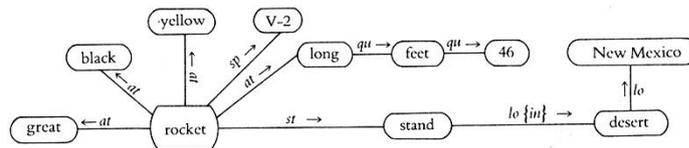


Abb. 3 (aus Beaugrande/Dressler 1981, 105)

Die semantischen Beziehungen sind so explizit markiert. Vom Oberflächentext und dem Wortlaut sind wir freilich damit maximal entfernt.

3.2 Rekurrenzen und Rekurrenzbrüche

Man kann allerdings auch von allem *außer* dem Wortlaut abstrahieren, d.h. nicht nur von nichtsprachlichen Elementen und der grafisch indizierten Makrostruktur absehen, sondern auch davon, dass die Wörter normalerweise Elemente von Sätzen sind. In dieser Perspektive setzen wir die Grundannahme, Texte bestünden aus linear angeordneten Sätzen, einmal außer Kraft und betrachten Texte als Gewebe aus Wörtern. Ferner nehmen wir von der normativ begründeten Erwartung an Kohärenz Abstand, die der bevorzugten Suche nach satzverknüpfenden Kohäsionsmitteln zugrunde liegt. Das ist schon deswegen nötig, weil man andernfalls über Texte, die die Normalerwartung nicht erfüllen und aktuellen Rezipienten (auf den ersten Blick) tatsächlich als inkohärent erscheinen, nichts anderes sagen kann, als dass sie nicht wohlgeformt seien oder gar als Nicht-Texte qualifiziert werden müssten. Aber auch bei durchaus gewöhnlichen Texten eröffnet eigentlich erst das Absehen von lokalen Verknüpfungen die Möglichkeit, textspezifische Strukturen zu entdecken.

Bei textspezifischen Strukturen, die nicht zugleich satzverknüpfend sind, handelt es sich natürlich um solche, die über große Distanzen, d.h. weit voneinander entfernte Sätze hinweg operieren, die also die Verteilung der Wörter im Gesamttext betreffen. Wenn etwa in einem Text mit 3000 Wörtern ein Wort/Lexem/lexikalisches Morphem genau dreimal vorkommt, und zwar unter den ersten und letzten zehn Einheiten sowie an der 1500. Stelle, so ist damit natürlich eine auffällige Struktur gegeben, die mit der Verknüpfung benachbarter Sätze nicht das Mindeste zu tun hat. Umgekehrt konstituieren Elemente, die in jedem Satz vorkommen – das könnte z.B. das Tempusmorphem 'Präteritum' sein – keine spezifischen Strukturen, es ist einfach das nicht Auffallende immer Gleiche. Das trägt zwar zur Kohäsion bei, gibt sozusagen den Grundton vor, ist aber minimal informativ, sofern man nicht in dieser Textsorte ein anderes Grundtempus erwartet.

Dass Tempora passagenweise auftreten, lässt dagegen eine Struktur von Einheiten mittlerer Ebene erkennen. So wechseln in einer Erzählung mit eingelagerter direkter Rede typischerweise sowohl Tempus (Präteritum vs. Präsens) als auch Pronomina (3. vs. 1./2.). Auch Rahmen- und Binnenerzählung oder Erzählstränge mit unterschiedlichen Protagonisten usw. lassen sich an der Unterbrechung von Ketten mit referenzidentischen Ausdrücken erkennen.

Rekurrenz bezeichnet ein ganz abstraktes Phänomen, es lässt sich auf beliebige Einheiten anwenden. Deshalb findet man bei der Suche nach irgendwelchen Rekurrenzen u.a. auch dasselbe wieder, was die übliche Analyse erbringt, nämlich referenzidentische Ausdrücke, identische oder verschiedene Wortformen desselben Lexems, semantisch verwandte Ausdrücke usw. Die offene Suche nach Rekurrenzen und Rekurrenzbrüchen privilegiert aber nicht die referenzsemantische Sicht, die die Untersuchung von Wiederaufnahmerelationen deutlich dominiert. Sie kann z.B. auch die nicht-denotativen Merkmale von Wörtern fokussieren, also Ausdrücke gruppieren, die für bestimmte Stilschichten, Regionen oder sonstige Varietäten charakteristisch sind.

Dabei finden auch grammatische Rekurrenzen ihren natürlichen Platz, während die Berücksichtigung von Tempus und Modus neben Proformen und Konnektoren in den meisten Listen etwas aus dem Rahmen fällt (anders z.B. bei Hausendorf/Kesselheim 2008, Kap. 5). Bei diesen Verbalkategorien handelt es sich ja nur um einen Untertyp grammatischer Rekurrenz. Es kommen aber auch alle anderen Einheiten als potenziell rekurrente und damit strukturstiftende infrage. Das gilt auch für die Konnektoren: Sie dienen nicht nur der Verbindung nahe beieinander stehender Aussagen, sondern bilden selbst Elemente, die in bestimmter Weise über den Gesamttext verteilt sind: temporale in Erzählpassagen, kausale in argumentativen usw.

Selbst rekurrente Fehler können diese Funktion haben. Gezielt eingesetzt werden sie z.B., um die Sprechweise einer bestimmten Person innerhalb eines Erzähltextes zu kennzeichnen. Einer besonderen Rezipientenperspektive ent-

spricht es, aus Fehlern Rückschlüsse auf den Sprachentwicklungsstand des Schreibers zu ziehen. Welche Bedeutung rein formale Rekurrenzen unter- oder oberhalb der Wortebene haben (können), also Alliterationen, Reime, rhythmische Strukturen usw., hat Jakobson (1960/1979) mit seinem Konzept der poetischen Funktion deutlich gemacht, die er wohlgemerkt nicht auf literarische Texte beschränkt.

Aus der Sicht gewöhnlicher Sprachteilhaber müssen diese Ausführungen völlig banal erscheinen, denn sie zeichnen nur nach, wie man sich Texten normalerweise nähert. Das geschieht natürlich nicht – und zwar umso weniger, je umfangreicher die Texte sind – in aufsteigender Richtung, also Bottom-up. Texte haben eine Makrostruktur und werden zunächst weder als Folgen von Wörtern noch als solche von Sätzen wahrgenommen, sondern als in sich gegliederte Ganzheiten mit diversen Zwischenebenen. In diesen sucht man nicht nach lokaler Kohäsion, eine solche setzt man vielmehr voraus. Suchen muss man erst, wenn die Kohäsionserwartung sich nicht bestätigt oder wenn man eine Analyse anstrebt, um Strukturen aufzudecken, die sich beim einfach verstehenden Lesen nicht unmittelbar erschließen.

Hier kommen auch spezifisch linguistische Fragestellungen zum Zuge, die die quantitative Verteilung diverser Phänomene in der Sprachwirklichkeit untersuchen. Dabei ist es üblich, das Wortmaterial aus Texten nicht mehr daraufhin zu untersuchen, an welchen Stellen sich bestimmte Ausdrücke befinden. Vielmehr wandelt man es in eine Menge um, die sich nach verschiedenen Kriterien sortieren und auszählen lässt. Neben der Aufteilung in Funktions- vs. Inhaltswörter ist es z.B. sehr üblich, das Wortmaterial differenzierter auf den Anteil einzelner Wortarten auszuwerten. Für Fragen, die die Textverständlichkeit betreffen, sind Wortlänge, Frequenz(schicht) und Herkunft (z.B. Entlehnungen aus dem Griechisch-Lateinischen bzw. auf dieser Basis gebildete Internationalismen) von besonderer Bedeutung. Überhaupt stellen Wortbildungstypen ein sehr aufschlussreiches Kriterium beim Text(sorten)vergleich dar. Bei der Charakterisierung von Wörtern im Text ist natürlich auch von besonderem Interesse, inwieweit es sich um lexikalisierte Ausdrücke gegenüber ad hoc gebildeten handelt.

Letzten Endes sind alle Aspekte, unter denen man Wörter überhaupt betrachten kann, für die Beschreibung des Wortmaterials in Texten (potenziell) relevant. Das heißt zugleich, dass man bei einer konkreten Analyse unmöglich alles berücksichtigen kann. Wenn es nicht eine spezifische Fragestellung ist, die über die Auswahl der Analyse Kriterien entscheidet, sondern man sich den Texten sozusagen unvoreingenommen nähert, wird man sich – wie jeder normale Sprachteilhaber – bevorzugt dem zuwenden, was irgendwie auffällig ist. Dies setzt natürlich eine bestimmte Erwartungshaltung voraus, die sich aus der intuitiven Kenntnis (oder dem sprachwissenschaftlich gestützten Wissen) darüber speist, was normal, unauffällig, unmarkiert ist.

Damit kommt ein eher selten systematisch berücksichtigtes Kriterium zur Einteilung von Wörtern im Text in den Blick, die Erwartbarkeit: Mit welchen Wörtern kann man in einem Text rechnen und worauf gründet sich diese Erwartung, weswegen erscheinen genau diese Wörter im Text? Es lassen sich hier mehrere Faktoren unterscheiden. Zu nennen ist zunächst die Einzelsprachspezifik, weil sie einen besonders großen Teil des Wortmaterials 'erklärt'. In deutschen Texten wird etwa die Hälfte des Wortmaterials einfach deswegen gewählt, weil man einen *deutschen* Text schreibt. Es handelt sich dabei natürlich in erster Linie um die Funktionswörter. Diese sind zwar notwendig, um Aussagen(komplexe) explizit auszuformulieren, für den Inhalt sind sie jedoch gerade nicht besonders relevant (vgl. weiter 3.3).

Dass man ihnen eine besonders große Bedeutung für die Kohäsion zuschreibt, ergibt sich aus der aszendenten 'Frosch-Perspektive', die das Vorwissen der Rezipienten und ihre Erwartungen nahezu systematisch ausblendet und (implizit) eine sorgfältige Ganzlektüre als Normalrezeption unterstellt. Mit einer solchen darf man aber bekanntlich nicht immer rechnen. Wenn man z.B. einen Briefträger den Hund beißen lässt (vgl. Rickheit/Strohner 1999, 274), ist die Chance sehr groß, dass Rezipienten gegen die grammatischen Signale ein Normalvorkommnis rekonstruieren. In der Textlinguistik ist es allerdings inzwischen nicht nur sehr üblich, auch die Top-down-Strategie zu berücksichtigen, diese steht mit der Frame-Semantik mittlerweile sogar deutlich im Vordergrund (vgl. Busse 2009).

Nun haben Rezipienten eine sehr unterschiedliche Kenntnis von Wissensrahmen, weswegen man auch schlecht etwas Allgemeines über die Verständlichkeit von Texten oder Rezeptionswege aussagen kann. Zwei Wissensbereiche lassen sich allerdings mindestens analytisch deutlich unterscheiden. Das ist einerseits die Vertrautheit mit dem Thema/Sachbereich, andererseits die Erfahrung, die Rezipienten schon mit Textsorten in bestimmten Kommunikationsbereichen bzw. Varietäten gesammelt haben. Der wesentliche Teil der Inhaltswörter ist sicher themenbedingt. Dies passt auch gut zu der Annahme, dass die Wiederaufnahmerelationen in erster Linie die thematische Kohärenz betreffen.

Viele, besonders institutionell gebundene Textsorten enthalten aber auch spezifische Standardformulierungen, die für damit Vertraute höchstens minimalen Informationswert haben, für Außenstehende oder Novizen aber eine Barriere darstellen können, die sie gar nicht erst zum inhaltlich Wesentlichen vorstoßen lässt. Im wissenschaftlichen Kontext nennt man dies oft die *allgemeine* oder *alltägliche Wissenschaftssprache* (vgl. Graefen/Moll 2011), die vom Fach und Gegenstand gerade (weitgehend) unabhängig ist. Generell kann man hier von textsortenspezifischen Anteilen sprechen, die weit über Einzelwörter oder spezifische Syntagmen hinaus ganze Textpassagen als vorformulierte Versatzstücke umfassen können.

Manche Texte enthalten nur Wörter aus diesen drei Bereichen – Funktionswörter und 'Allerweltswortschatz', themen- sowie textsortenspezifisches

Vokabular. Bei anderen verbleibt ein mehr oder weniger großer Rest an unvorhersehbarem Wortmaterial.

3.3 Makrostrukturelle Positionierungen

Wenn man Texte auf den Wortlaut reduziert oder sie gar in Mengen von Wörtern umwandelt, eliminiert man alles, was in der Sprachwirklichkeit dazu dient, die unterschiedliche Wichtigkeit verschiedener Wörter im Text zu markieren. Die Wörter auf ihre Wichtigkeit und ihren Stellenwert im Textganzen einschätzen zu können, entspricht einer wesentlichen Aufgabe beim Erwerb und der Vermittlung von Textkompetenz. Auf den Wortlaut werden Texte daher auch in didaktischen Zusammenhängen reduziert. Die Aufgabe besteht dann darin, Schlüsselwörter herauszusuchen, Titel für Abschnitte zu finden u.ä.

Dadurch sollen die Lernenden genau das rekonstruieren, was in authentischen Texten als Sehflächen (vgl. Schmitz in diesem Band) bereits materialisiert ist. Zu den elementaren Mitteln, die globale Inhaltsstruktur eines Textes erkennbar werden zu lassen, gehören eben Titel und Zwischentitel. Besonders bei Sachtexten platziert man hier die thematisch besonders wichtigen Wörter. Bei sehr langen Texten, insbesondere Büchern, wird die Gesamtstruktur dann im Inhaltsverzeichnis 'kopiert', so dass man einen Überblick über Teilthemen schon vor Augen hat. Weitere typografische Mittel zur Verdeutlichung von Globalstrukturen sind Kopfzeilen und Marginalien. Innerhalb von Teiltextrn, die die Gestalt von Fließtexten haben – diese nimmt man tatsächlich als Folgen von Sätzen und Wörtern wahr – können die zentralen Wörter durch Sperrung, Fettdruck, farbliche Auszeichnung usw. hervorgehoben werden. Ist das nicht der Fall, fügen Rezipienten charakteristischerweise solche Auszeichnungen selbst hinzu, jedenfalls ist es das, was man in der Lesedidaktik empfiehlt.

Betrachtet man die Wörter im Text, die an solchen ausgezeichneten Stellen stehen oder formal ausgezeichnet sind, ist man besonders nahe an dem, was in theoretischen Arbeiten meist als analytisches Instrument bzw. Ergebnis davon präsentiert wird: Besondere Aufmerksamkeit haben die Makroregeln und Makrostrukturen von van Dijk (1980) gefunden, die die Linearität der Zeichen und ein striktes Bottom-up-Prinzip voraussetzen. Zu der Kritik daran (vgl. besonders Vater 2001, 67ff.) gehörte, dass solche Regeln das Vorwissen vernachlässigen und nicht erklären können, wieso Rezipienten z.B. Textwörter erinnern, die gar nicht im Text vorgekommen waren.

Das Vorwissen begreift man inzwischen als in Schemata oder Frames organisiert (vgl. Paradis in diesem Band). Die Modellierungen kognitiver Frames enthalten aber auch die zentralen Wörter, die etwa in explikativen Texten zu einem Sachbereich bereits an der Oberfläche erscheinen, und zwar zunächst (in Bezug auf den gewöhnlichen Rezeptionsweg) an den genannten makrostrukturellen

Gliederungsmitteln. Schließlich sind solche Texte ja dazu gedacht, Rezipienten zu erlauben, einen entsprechenden Wissensrahmen aufzubauen, sofern der ihre noch sehr unvollständig ist. Selbstverständlich sind auch Zusammenfassungen um die Schlüsselbegriffe herum organisiert und wissenschaftlichen Texten werden heute von vornherein Keywords beigegeben.

Großes Gewicht wird solcherart herausgehobenen Wörtern auch bei den Texten eingeräumt, die bekanntermaßen nur sehr selektiv gelesen werden, also bei Medientexten. Hier spricht man von Textdesign (vgl. grundlegend Bucher 1996), das nicht nur das Zusammenspiel von bildlichen Elementen und Fließtextpassagen, sondern insbesondere sog. nicht-lineare Texte betrifft: Infografiken, Schemata, Tabellen usw. Diese spielen inzwischen auch in Lehrtexten eine sehr große Rolle, so dass man häufig keine Fließtexte, sondern Cluster aus formal und funktional spezifizierten Bausteinen vor sich hat. Zu solchen Bausteinen gehören auch Kästchen, die die zu lernenden Begriffe erklären. Besonderes Gewicht haben auch Übersichten über begriffliche Zusammenhänge. Dies führt zu konzeptuellen Netzen als Ergebnissen gewöhnlichen Sprachgebrauchs.

4 Schlussbemerkung

Mit den zuletzt erwähnten expliziten Definitionen innerhalb eines Textes haben wir zumindest noch eine Fragestellung erwähnt, die in diesem Beitrag aus Platzgründen ganz ausgeklammert wurde: Lexeme treten in Texten nicht nur in bestimmten Wortformen auf, sondern können, wie man gemeinhin sagt, auch verschiedene Lesarten aktualisieren. Lesarten als im System vorgegebene Bedeutungsvarianten sind selbstverständlich Konstrukte; die Bedeutung eines Ausdrucks ergibt sich letzten Endes immer nur aus dem Kontext (in allen Bedeutungen dieses Begriffs). In Texte eingelagerte metakommunikative Erläuterungen bilden dabei einen Untersuchungsbereich für sich.

Weitgehend ausgeklammert wurde auch die Frage nach mündlicher gegenüber schriftlicher Sprachverwendung. Diese ist Gegenstand eines Beitrags in einem anderen Handbuch dieser Reihe (Adamzik, ersch.).

5 Literatur

Adamzik, Kirsten (2004): Textlinguistik. Eine einführende Darstellung. Tübingen.

Adamzik, Kirsten (2008): Der virtuelle Text oder: Die Rolle der Sprachgemeinschaft für die Herstellung von Textualität. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 36, 355-380.

- Adamzik, Kirsten (ersch.): Was ist ein Text? In: Karin Birkner/Nina Janich (Hg.): Text und Gespräch. Bd. 5 der Handbücher Sprachwissen. Berlin/Boston.
- Antos, Gerd/Ursula Hasler/Daniel Perrin (2011): Textoptimierung. In: Stephan Habscheid (Hg.): Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen. Typologien der Kommunikation, Berlin/Boston, 638-658.
- Averintseva-Klisch, Maria (2013): Textkohärenz. Heidelberg.
- Beaugrande, Robert de (1997): New foundations for a science of text and discourse. Cognition, communication, and the freedom of access to knowledge and society. Norwood, N.J.
- Beaugrande, Robert-Alain de/Wolfgang Ulrich Dressler (1981): Einführung in die Textlinguistik. Tübingen.
- Brinker, Klaus (¹1985, ⁷2010): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin.
- Bucher, Hans-Jürgen (1996): Textdesign - Zaubermittel der Verständlichkeit? Die Tageszeitung auf dem Weg zum interaktiven Medium. In: Ernest W.B. Hess-Lüttich/Werner Holly/Ulrich Püschel (Hg.): Textstrukturen im Medienwandel, Frankfurt a.M. u.a., 31-59.
- Busse, Dietrich (2009): Semantik. Paderborn.
- Bußmann, Hadumod (Hg.) (⁴2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart.
- COSMAS II: Corpus Search, Management and Analysis System, <http://www.ids-mannheim.de/cosmas2/> <29.07.2014>
- Deutsches Referenzkorpus DeReKo: <http://www1.ids-mannheim.de/kl/projekte/korpora/> <29.07.2014>
- Dijk, Teun A. van (1980): Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung. Tübingen.
- Duden (⁸2009): Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. Mannheim u.a.
- Girnth, Heiko (1993): Einstellung und Einstellungsbekundung in der politischen Rede. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung der Rede Philipp Jenningers vom 10. November 1988. Frankfurt a.M. u.a.
- Glück, Helmut (Hg.) (⁴2010): Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart.
- Graefen, Gabriele/Melanie Moll (2011): Wissenschaftssprache Deutsch: lesen – verstehen – schreiben. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Frankfurt a.M. u.a.
- Hartmann, Peter (1968/1978): Textlinguistik als linguistische Aufgabe. In: Siegfried J. Schmidt (Hg.): Konkrete Dichtung, Konkrete Kunst. Karlsruhe 1968, 62-77; wieder in: Wolfgang Dressler (Hg.): Textlinguistik. Darmstadt 1978, 93-105.
- Harweg, Roland (1968, ²1979): Pronomina und Textkonstitution. München.
- Haß, Ulrike/Petra Storjohann (ersch.): "Wort und Wortschatz". In: Ekkehard Felder/Andreas Gardt (Hg.): Handbuch Sprachwissen, Band 1. Berlin/Boston, S. ????
- Hausendorf, Heiko/Wolfgang Kesselheim (2008): Textlinguistik fürs Examen. Göttingen.

- Heinemann, Margot/Wolfgang Heinemann (2002): Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs. Tübingen.
- Holly, Werner (Hg.) (2013): Textualität – Visualität. Berlin (= Themenheft der Zeitschrift für germanistische Linguistik 1/2013).
- Jakobson, Roman (1960/1979): Linguistik und Poetik. In: ders.: Ausgewählte Aufsätze 1921-1971. Frankfurt a. M., 83-121.
- Koch, Walter A. (1969): Vom Morphem zum Textem. Aufsätze zur strukturellen Sprach- und Literaturwissenschaft. Hildesheim.
- Koch, Walter A. (1971): Recurrent units in written and oral texts. In: Linguistics 73, 62-89.
- Köhler, Reinhard (2005): Korpuslinguistik. Zu wissenschaftstheoretischen Grundlagen und methodologischen Perspektiven. In: LDV-Forum 20/2, 1-16.
- Krämer, Sybille/Ekkehard König (Hg.) (2002): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt a.M.
- Perkuhn Rainer/Holger Keibel/Marc Kupietz (2012): Korpuslinguistik. Paderborn.
- Polenz, Peter von (²1988): Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Berlin/New York.
- Rickheit, Gert/Hans Strohner (1999): Textverarbeitung: Von der Proposition zur Situation. In: Angela D. Friederici (Hg.): Sprachrezeption. Göttingen u.a., 271-306.
- Scherner, Maximilian (1984): Sprache als Text. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlich begründeten Theorie des Textverstehens. Forschungsgeschichte – Problemstellung – Beschreibung. Tübingen.
- Schubert, Christoph (²2012): Englische Textlinguistik. Eine Einführung. Berlin.
- Vater, Heinz (2001): Einführung in die Textlinguistik. Struktur und Verstehen von Texten. München.